

GEERT KEIL UND UDO TIETZ

EINLEITUNG

Buchtitel, in denen zwei Begriffe durch ein blosses »und« zusammengehalten werden, erwecken leicht den Eindruck einer Verlegenheitslösung. Die Konjunktion läßt die Art der fraglichen Verbindung denkbar unbestimmt. Mutiger wäre in diesem Fall »Phänomenologie *oder* Sprachanalyse« gewesen, doch gerade an dieser Konfrontation war uns nicht gelegen. Freilich wäre es auch heute noch möglich, Populationen von Phänomenologen und von analytischen Philosophen zu versammeln, die einander geringschätzen. Wir bekennen uns aber zu unseren irenischen Absichten und haben deshalb für diesen Band gezielt Philosophen versammelt, die für das jeweils andere Lager aufgeschlossen sind.

Phänomenologie und sprachanalytische Philosophie waren die beiden dominierenden philosophischen Strömungen des 20. Jahrhunderts. Eine künftige Philosophiegeschichte wird sie »vielleicht einmal wie folgt charakterisieren: ›Es handelte sich um zwei entgegengesetzte, aber miteinander konkurrierende Konzeptionen wissenschaftlicher Philosophie in einem nachidealistischen Zeitalter. Von dem verbreiteten historisch-hermeneutischen Verständnis der Philosophie als ›Geisteswissenschaft‹ unterschieden sich beide Traditionen durch strikte Sachorientierung, wobei sie nicht mit den Wissenschaften zu konkurrieren versuchten‹.«¹

Die Bezeichnung »Phänomenologie« wird bekanntlich in einem engeren und in einem weiteren Sinne gebraucht: als Name für die Philosophie Husserls und als Sammelbezeichnung für das, was man auch die *phänomenologische Bewegung* genannt hat, zu der neben Husserl unter anderem Scheler, Reinach, Ingarden, Merleau-Ponty und Heidegger gerechnet werden. Die Bezeichnung »analytische Philosophie« ist mittlerweile noch weniger konturiert. Unterscheiden läßt sich ein eher historischer von einem eher systematischen Sinn. Für den ersteren stehen die Werke von Frege, Russell, Moore, Wittgenstein und Carnap, der letztere wird heute nur noch durch

¹ Herbert Schnädelbach, »Phänomenologie und Sprachanalyse«, *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 25 (2000), 79-97, hier: 79.

einen methodologischen Minimalkonsens aufrecht erhalten – manche sagen, nur noch durch einen stilistischen.²

Die Motivation für diesen Sammelband und die Konferenz, auf die er zurückgeht, beruht auf der Einschätzung, daß die *historischen* Beziehungen zwischen früher analytischer Philosophie und Phänomenologie relativ gut erforscht sind.³ Von »Wechselbeziehungen« zu sprechen wäre übertrieben: Zum einen hat die klassische analytische Philosophie sich gegenüber Husserls Phänomenologie zeitlich etwas versetzt entwickelt. Zum anderen gibt es bis heute eine auffallende Asymmetrie der Rezeptionsleistungen: Eine Reihe prominenter analytischer Philosophen hat sich phänomenologisches Gedankengut produktiv angeeignet; hier sind u.a. Chisholm, Dummett, Føllesdal, Tugendhat, Shoemaker, Evans und Searle zu nennen. Die Rezeption in umgekehrter Richtung ist ungleich dürftiger, und die Einwände muß man als »meist wenig sachkundig und ziemlich pauschal« bezeichnen.⁴ Als Beispiel für diese Asymmetrie kann Tugendhats Kritik an Husserls und Heideggers Wahrheitsbegriffen dienen, die, so Herbert Schnädelbach, eine »an Niveau und Schärfe vergleichbare Gegenkritik von phänomenologischer Seite« niemals erfahren hat.⁵ – Im vorliegenden Band wird Tugendhats Kritik im Beitrag von UDO TIETZ ausgeweitet und verschärft. Tietz argumentiert, daß Heidegger die logische Struktur des prädikativen Satzes niemals richtig verstanden hat, weil er sich nicht aus der Befangenheit in die Urteiltheorie des Neukantianismus zu lösen vermochte. »Der Einband ist gelb« analysiert Heidegger als »Vom Einband gilt das Gelbsein«.⁶ Er hypostasiert also das Prädikat zu einem zweiten Gegenstand und faßt das Urteil als Synthese beider auf, wobei das »Gelten« als dritter Urteilsbestandteil zwischen den beiden Gegenständen vermittelt. Diese grob unangemessene gegen-

2 Zu den Gründungsvätern der analytischen Philosophie wird zunehmend auch Bolzano gezählt, so z.B. von Dagfinn Føllesdal, »Was ist analytische Philosophie?«, in: Georg Meggle (Ed.), *Analysomen II*, Vol. I, Berlin 1997, 15–28. Die mitteleuropäischen Wurzeln der analytischen Philosophie geraten allmählich in den Blick der Forschung; vgl. z.B. Arkadiusz Chrudzinski and Wolfgang Huemer (Eds.), *Phenomenology and Analysis. Essays on Central European Philosophy*, Heusenstamm bei Frankfurt 2004.

3 Vgl. dazu z.B. Gianfranco Soldati, »Frühe Phänomenologie und die Ursprünge der analytischen Philosophie«, *Zeitschrift für philosophische Forschung* 54 (2000), 313–340.

4 Schnädelbach, a.a.O., 80. – Eine der wenigen Ausnahmen stellt die Studie von C. A. van Peursen dar, *Phänomenologie und analytische Philosophie*, Stuttgart 1969.

5 Schnädelbach, a.a.O., 80. Vgl. aber die Arbeit von Carl Friedrich Gethmann, »Heideggers Wahrheitskonzeption in seinen Marburger Vorlesungen«, in: Forum für Philosophie Bad Homburg (Hg.), *Martin Heidegger: Innen- und Außenansichten*, Frankfurt am Main 1989, 112 ff.

6 Martin Heidegger, »Die Lehre vom Urteil im Psychologismus. Ein kritisch-positiver Beitrag zur Logik«, in: ders., *Frühe Schriften, Gesamtausgabe* Bd. 1, hg. von F.-W. von Herrmann, Frankfurt am Main 1978, 175.

standstheoretische Auffassung des Urteils hat Heidegger, so Tietz, auch später nicht überwinden können.

»Zwei miteinander konkurrierende Konzeptionen wissenschaftlicher Philosophie in einem nachidealistischen Zeitalter« – so die von Schnädelbach fingierte künftige Philosophiegeschichte. Ein Verhältnis der Konkurrenz zwischen Phänomenologie und Sprachanalyse ergibt sich erst auf dem Hintergrund ihrer gemeinsamen Problembestände und systematischen Ansprüche. Das Problemfeld, auf dem beide Richtungen am deutlichsten miteinander konkurrieren, ist die Frage nach der Natur der *Bedeutung* und des *Meinens*. Viele einschlägige Ausführungen Husserls und Wittgensteins lassen sich direkt einander gegenüberstellen. Der phänomenologischen Devise »Zu den Sachen selbst« hat Husserl eine dezidiert anti-sprachanalytische Wendung gegeben. Sie ist viel zitiert worden und darf auch hier nicht fehlen: »Weg mit den hohlen Wortanalysen. Die Sachen selbst müssen wir befragen. Zurück zur Erfahrung, zur Anschauung, die unseren Worten allein Sinn [...] geben kann«.⁷ Wie ein Kommentar zu Husserls »bedeutungsverleihenden Akten« liest sich hingegen Wittgensteins rhetorische Frage: »Aber ist es nicht unser *Meinen*, das dem Satz Sinn gibt?«⁸ Dieses Verhältnis scheint er zu einer Gegenthese umzukehren: »Nur in einer Sprache können wir etwas mit etwas meinen«.⁹

Nicht ganz so häufig zitiert wird der Kontext von Husserls Kritik an den »hohlen Wortanalysen«. Husserl spricht an dieser Stelle nicht mit eigener Stimme, sondern referiert eine »Reaktion gegen die Scholastik«, und die Passage geht wie folgt weiter: »Ganz trefflich! Aber was sind denn die Sachen, und was ist das für eine Erfahrung, auf welche wir [...] zurückgehen müssen?«¹⁰ Es folgt eine scharfe Kritik an der experimentellen Psychologie, der die »phänomenologische Wesensanalyse« gegenübergestellt wird. Daß Husserl hier und auch sonst von »Analyse« spricht, konterkariert die übliche Auffassung, daß die Phänomenologie allein mit dem »Beschreiben« oder »Aufweisen« der Phänomene befaßt sei. Nach Schnädelbach

liegt Husserls phänomenologischen Deskriptionen immer sehr viel Analyse voraus, und so spricht Husserl oft in einem Atemzug von Beschreibung und Analyse; daß er vor allem in den *Logischen Untersuchungen* begriffliche Vorstellungen viel

7 Edmund Husserl, *Philosophie als strenge Wissenschaft* [1911], Frankfurt am Main 1965, 27. Bei Heidegger gibt es ein Echo dieser Formulierung: »Die philosophische Forschung wird auf »Sprachphilosophie« verzichten müssen, um den »Sachen selbst« nachzufragen« (*Sein und Zeit*, Tübingen 1979, 166 [§ 34]).

8 Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 1971, § 358.

9 Ebd., § 38.

10 Husserl, *Philosophie als strenge Wissenschaft*, a.a.O., 27.

eher analysiert als bloß beschreibt, macht ihn gerade für neuere analytische Philosophen besonders interessant.¹¹

Nimmt man dann noch Wittgensteins Auffassung hinzu, daß die analytische Philosophie den tatsächlichen Sprachgebrauch »nur beschreiben« dürfe¹², erscheint es vollends aussichtslos, die methodologischen Unterschiede zwischen Phänomenologie und Sprachanalyse mithilfe des Begriffspaares »Beschreibung« und »Analyse« zu charakterisieren.¹³

Ein anderer Vorschlag, das Spannungsverhältnis von Phänomenologie und Sprachanalyse zu fassen, ist die Diagnose eines *Primatstreites* von Sprache und Intentionalität. Ist es, um Wittgensteins Frage aufzugreifen, unser Meinen, das dem Satz Sinn gibt, oder können wir umgekehrt erst in einer Sprache etwas mit etwas meinen? Kann man mithilfe intentionaler Akte seinen Worten Bedeutung »verleihen«, oder ist durch Regeln festgelegt, was ein Sprecher mit seinen Worten überhaupt meinen kann? Man hat diesen Streit auf die Frage zugespitzt, wie sich die Intentionalität des Geistes und die Intentionalität der Sprache zueinander verhalten. Wir sprechen einerseits davon, daß Wörter etwas bedeuten und Sätze von etwas handeln, zum anderen haben mentale Vorkommnisse und Zustände wie Gedanken, Überzeugungen, Wünsche und Absichten einen Inhalt oder sind auf etwas gerichtet. Der Primatstreit betrifft die Frage, welche Intentionalität die originäre ist und welche die abgeleitete. Chisholm, der die Intentionalität des Geistes für die originäre hält, hat für dieses Verhältnis eine schöne Allegorie gefunden: Sowohl Gedanken als auch Worte haben Bedeutung, wie sowohl von der Sonne als auch vom Mond Licht auf die Erde fällt. Aber die Bedeutung der Worte verhält sich zu der der Gedanken wie das Licht des Mondes zu dem der Sonne. Man lösche den Geist aus und die Worte werden nicht mehr leuchten.¹⁴

Die Konventionalisten müssen Chisholm nicht widersprechen, aber sie präsentieren den Intentionalisten eine Gegenrechnung: Mentale Zustände

11 Herbert Schnädelbach, »Analytische und postanalytische Philosophie«, in: ders., *Analytische und postanalytische Philosophie*, Frankfurt am Main 2004, 12.

12 Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, a.a.O., § 124.

13 Heidegger beschreibt die Eigenart der »phänomenologischen Methode« übrigens wie folgt: »Phänomenologie« nennt weder den Gegenstand ihrer Forschungen, noch charakterisiert der Titel deren Sachhaltigkeit. Das Wort gibt nur Aufschluß über das *Wie* der Aufweisung und Behandlungsart dessen, *was* in dieser Wissenschaft abgehandelt werden soll. Wissenschaft »von« den Phänomenen besagt: eine solche Erfassung ihrer Gegenstände, daß alles, was über sie zur Erörterung steht, in direkter Aufweisung und direkter Ausweisung abgehandelt werden muß.« Heidegger, *Sein und Zeit*, a.a.O., 34 f. (§ 7).

14 Vgl. Roderick Chisholm/Wilfrid Sellars: »Correspondence on Intentionality«, in: Herbert Feigl/Michael Scriven/Grover Maxwell (Eds.), *Minnesota Studies in the Philosophy of Science*, Vol. II, Minneapolis (Minn.) 1958, 521-539, hier: 524.

derjenigen Komplexität zu haben, die für Ausdrucksintentionen erforderlich ist, setze das Sozialisiertsein in einer öffentlichen, regelgeleiteten Sprache schon voraus. Wittgensteinianer sind typischerweise Konventionalisten, doch ob der Konventionalismus in der analytischen Philosophie noch die Mehrheitsauffassung darstellt, ist sehr fraglich. Mit beiden Beinen im Gegenlager steht die intentionalistische Semantik von Grice; mit einem Bein stehen dort Searle und Davidson, die eine Bedeutungstheorie, die Sprecherintentionen nicht ernst nimmt, für aussichtslos halten.¹⁵ Und auch für Wittgenstein, der es freilich nicht so ausdrückt, ist der verständigungsorientierte Sprachgebrauch ein intentionales, geistige Leistungen einschließendes Phänomen.

In diesem Band sind es MANFRED FRANK und HERBERT SCHNÄDELBACH, die den Streit über den Primat der Sprache ausfechten. Nach Frank leugnet die analytische Philosophie, paradigmatisch Wittgenstein und Dummett, die Existenz eines vorsprachlichen Bewußtseins, und sie habe Unrecht damit. Phänomenales Bewußtsein sei vorsprachlich, Selbstwissen sei nicht reduzierbar auf propositionales Wissen, und Wittgensteins Privatsprachenargument gehe fehl. Die jeweiligen Gegenpositionen seien bereits auf dem Rückzug; Frank diagnostiziert eine »Abkehr vom ›linguistic turn‹ in der neueren analytischen Philosophie«, für die er als Kronzeugen u.a. Chisholm, Ayer, Castañeda und Evans anführt.

Demgegenüber verteidigt Schnädelbach die *Propositionalitätsthese*, derzufolge »alle unsere doxastischen und epistemischen Verben wie ›meinen‹, ›glauben‹, ›vermuten‹ oder ›wissen‹ immer die propositionale Ergänzung durch ›... daß p‹ erfordern«. Für das Meinen ergebe sich, »daß wir etwas immer nur *als* etwas meinen können« und somit beim Meinen nicht den Bereich des Propositionalen verlassen. Schnädelbach sucht die Propositionalitätsthese mit phänomenologischen Mitteln zu bestätigen, indem er die Einsicht in die als-Struktur des Meinens bei Scheler, Plessner und Heidegger verfolgt. Eine »Konzession an die Phänomenologen« macht er freilich: Die Propositionalitätsthese lasse durchaus vorsprachliche Sachverhalte zu, allerdings nicht *präsymbolische*. Unter Rückgriff auf den Symbolbegriff von Cassirer und Susanne Langer versucht Schnädelbach zu zeigen, daß der »Sinn fürs Negative«, der uns vor den anderen Tieren auszeichnet, an der Fähigkeit der Symbolisierung hängt.

Noch irenischer argumentieren Carl-Friedrich Gethmann und Sandra Ausborn-Brinker. GETHMANN stellt fest, daß die übliche Assoziierung der analytischen Philosophie mit dem *linguistic turn* den Umstand übersieht,

15 John R. Searle, *Intentionality. An Essay in the Philosophy of Mind*, Cambridge, Mass. 1983; Donald Davidson, »A Nice Derangement of Epitaphs«, in: Ernest LePore (Ed.), *Truth and Interpretation. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*, Oxford 1986, 433-446.

daß es auch in den kontinentalen Diskussionslinien des Neukantianismus (Cassirer, Hönlwald), des Neuhegelianismus (Litt) und der Phänomenologie (Heideggers *Sein und Zeit*) eine Wende zur Sprache gegeben hat. Zudem seien beide Wendungen nicht ohne wechselseitigen Einfluß gewesen. Beispielsweise hat Ryle, »der in seinem Buch *The Concept of Mind* neben dem Wittgenstein der *Philosophischen Untersuchungen* den konsequentesten Anti-Mentalismus verfochten hat«, mit Arbeiten zur Phänomenologie Husserls begonnen. Ryle war ferner derjenige, der »als (im übrigen erster britischer) Rezensent von *Sein und Zeit* die anti-mentalistische Kritik von *Sein und Zeit* an Husserls Phänomenologie hervorhob«. Gethmann stellt zusammenfassend fest:

Diese philosophiehistorischen Hinweise zeigen, daß die Unterscheidung von analytischer und kontinentaler Philosophie nicht nur ein Ergebnis falscher Selbstwahrnehmungen ist, sondern vor allem auch sachlich durch keine nachvollziehbare Disjunktion gerechtfertigt ist. Daher haben inzwischen eher kooperative statt antagonistischer Selbst- und Fremdwahrnehmungen die Oberhand gewonnen.

Auch AUSBORN-BRINKER weist auf Konvergenzen zwischen phänomenologischer und analytischer Philosophie hin. Als ein Beispiel für »Phänomenologie als Sprachanalyse« führt sie Heideggers hermeneutische Transformation der Phänomenologie an, die Husserls Fixierung auf das reine Bewußtsein durch die Lehre von der sprachlichen Erschlossenheit der Welt überwindet. Umgekehrt könne Austins »linguistic phenomenology« als eine Gestalt von »Sprachanalyse als Phänomenologie« gelten; freilich müsse dabei Austins Feststellung ernst genommen werden, daß die Berufung auf den tatsächlichen Sprachgebrauch immer nur das erste Wort habe, nicht das letzte.

Nach methodologischen Konvergenzen beider Strömungen Ausschau zu halten ist eines, auf inhaltliche hinzuweisen ein anderes. Die inhaltlichen Gemeinsamkeiten springen ungleich stärker ins Auge. Hier ist an erster Stelle die *Kritik am Psychologismus* zu nennen, die Dummett und andere als gemeinsame Wurzel beider Richtungen beschrieben haben. Husserls Antipsychologismus im ersten Band der *Logischen Untersuchungen* war als Reaktion auf die Kritik Freges entstanden, und die wesentlichen Argumente gegen den Psychologismus finden sich auch bereits bei Frege.¹⁶ Aus der »Verstoßung der Gedanken aus dem Bewußtsein«¹⁷ zogen Phänomenologie

16 Zum Verhältnis von Husserl und Frege vgl. zuerst Dagfinn Føllesdal, *Husserl und Frege. Ein Beitrag zur Beleuchtung der Entstehung der phänomenologischen Philosophie*, Oslo 1958.

17 Michael Dummett, *Ursprünge der analytischen Philosophie*, Frankfurt am Main 1988, 32.

und die entstehende sprachanalytische Philosophie freilich verschiedene Konsequenzen. Husserl unterschied zwischen phänomenalem und intentionalem Gehalt eines Akts und vertrat (im Unterschied zu Brentano) die Auffassung, daß nicht alles, was zum intentionalen Gehalt eines Aktes gehört, phänomenal gegeben sein muß. Husserl hielt aber an der zentralen Rolle des phänomenalen Gehalts bei der Bestimmung des intentionalen Gegenstands fest.¹⁸ Bei Wittgenstein kann man dann die weiteren Schritte auf dem Weg der »Verlagerung des Schwerpunktes des philosophischen Interesses vom subjektiven phänomenalen Gehalt zum objektiven, semantischen Gehalt«¹⁹ beobachten.

Gegenüber der auf Fragen der Entwicklung und historischen Beeinflussung konzentrierten Forschung ist dieser Band dem Ziel verpflichtet, die *systematischen* Beziehungen zwischen Phänomenologie und Sprachanalyse und die Möglichkeiten einer künftigen Zusammenarbeit genauer auszuloten. Dafür, daß in diesem Jahrhundert mehr gegenseitige Befruchtung als im vergangenen zu erwarten ist, gibt es einige Anzeichen. Sie betreffen vor allem die Bedeutungstheorie, die Philosophie der Wahrnehmung und die Philosophie des Geistes.

(a) Daß die Frage nach der Natur der *Bedeutung* und des *Meinens* einen augenfälligen Vergleichspunkt der philosophischen Projekte Husserls und Wittgensteins darstellt, wurde bereits erwähnt. Mit der Bedeutungstheorie beschäftigen sich die Beiträge von Kathrin Glüer und Dagfinn Føllesdal. GLÜER fragt nach der Angemessenheit der phänomenologischen Methode zur Untersuchung sprachlicher Bedeutung und mentalen Gehalts. Die intentionalen Akte oder Erlebnisse, von denen Husserl spricht, haben einen Gehalt, den Husserl *Noema* nennt. Das Noema ist dem Subjekt im Prinzip direkt zugänglich, und mithilfe der phänomenologischen Reduktion oder *epoché* soll es möglich sein, intentionale Gehalte als das in der Erfahrung Gegebene unter Absehung von den äußeren Gegenständen zu untersuchen, auf die der intentionale Akt sich richtet. Diese Auffassung wird nun, so Glüer, durch die neueren *externalistischen* Theorien der Bedeutung und des Gehalts herausgefordert. Der Externalismus in der Bedeutungstheorie, wie er von Putnam, Burge, Davidson und vielen anderen vertreten wird, besagt, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke unter anderem davon abhängt, was in der äußeren Welt tatsächlich der Fall ist. Plausiblerweise läßt sich der Externalismus auf die propositionalen Inhalte mentaler Zustände ausweiten. Beispielsweise *Wahrnehmungen* scheinen externalistisch bestimmte

18 Vgl. dazu Gianfranco Soldati, *Bedeutung und psychischer Gehalt. Zur sprachanalytischen Kritik von Husserls früher Phänomenologie*, Paderborn 1994, Kap. 5 und 6.

19 Soldati, »Frühe Phänomenologie und die Ursprünge der analytischen Philosophie«, a.a.O. (Fn. 3), 336.

Inhalte zu haben: Wenn die Gegenstände der Wahrnehmung äußere Objekte sind und Wahrnehmungen direkte kognitive Relationen zu solchen Objekten, dann ist der Inhalt einer Wahrnehmung objektabhängig. Eine veridische Wahrnehmung kann dann *eo ipso* nicht denselben Inhalt haben wie eine Halluzination. Der Externalismus geht *prima facie* auf Kosten der direkten Zugänglichkeit semantischer und mentaler Gehalte, und Glüer sieht keine Möglichkeit, die Schlußfolgerung zu vermeiden, daß Externalismus und phänomenologische Methode unvereinbar sind.

DAGFINN FØLLESDALS Beitrag beschäftigt sich mit den indexikalischen Ausdrücken. Die bedeutungstheoretische Standardauffassung, daß der Sinn eines sprachlichen Zeichens seinen Bezug festlegt (Frege), gerät angesichts von Wörtern wie »ich«, »jetzt« und »hier« in Schwierigkeiten. Der Begriff des Sinns kann hier, so Føllesdal, die Last nicht mehr allein tragen, deshalb müssen die Gegenstände selbst ins Spiel gebracht werden, um den Bezug zu fixieren. Husserl habe diese Einsicht vorweggenommen (s.u.).

(b) Die Stichwörter *Indexikalität – demonstrative Bezugnahme – Wahrnehmung* markieren einen einschlägigen Problemkomplex, den Phänomenologen und analytische Philosophen, wie nicht nur Føllesdal meint, gemeinsam bearbeiten sollten. In den seit den 60er Jahren entwickelten Theorien der *direkten Referenz* (Føllesdal, Kaplan, Donnellan, Kripke, Putnam, Perry) wird beschrieben, wie man sich mit manchen singulären Ausdrücken »direkt« auf einen Gegenstand beziehen kann, selbst wenn Sprecher sich über dessen wesentliche Eigenschaften täuschen. Dies bedeutet eine Abkehr vom Prinzip »Intension bestimmt Extension«, denn die Möglichkeit solcher *de re*-Bezugnahmen kann allein durch den Sinn oder deskriptiven Gehalt der verwendeten Ausdrücke nicht erklärt werden. Das beste Beispiel für direkte Referenz ist die Bezugnahme mithilfe von indexikalischen Ausdrücken, insbesondere mithilfe von Demonstrativa (deiktischen Ausdrücken), also den von einer Zeigegeste begleiteten Indikatoren.

Wer von Demonstrativa spricht, kann von Wahrnehmung nicht schweigen. Husserl hatte beschrieben, inwiefern Demonstrativa ein Hybridphänomen zwischen dem sprachlichen und dem wahrnehmenden Gegenstandsbezug darstellen:

Ich sage *dies* und meine soeben das vor mir liegende Papier. Die Beziehung auf *diesen* Gegenstand verdankt das Wörtchen der Wahrnehmung. [...] Ohne die Wahrnehmung – oder einen entsprechend fungierenden Akt – wäre das Hinweisen leer, ohne bestimmte Differenzierung.²⁰

20 Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen*. Zweiter Band, Teil II, in: ders., *Gesammelte Schriften* Bd. 4, Hamburg 1992, 553 f. (A 490 f./B 18 f.).

Für die von Zeigegesten begleiteten Indikatoren liegt dieser Zusammenhang auf der Hand, denn Zeigegesten sind auf Wahrnehmung angewiesen. Für die *reinen* Indikatoren (wie *ich*, *hier*, *jetzt*) wird die Abhängigkeit von der Wahrnehmung erst sichtbar, wenn man den Interpreten einbezieht. Während es für den Äußerer des Satzes »Ich bin jetzt hier« keiner sinnlichen Wahrnehmung bedarf, um zu erkennen, wer gemeint ist, ist der Hörer dafür auf Wahrnehmung angewiesen: Er muß sehen oder hören können, wer diesen Satz gerade ausspricht und wo, um den Bezug der Indikatoren feststellen zu können. Für die Bedeutungstheorie stellt sich das sogenannte *Vervollständigungsproblem*, das sich mit Perry und Künne in der Frage ausdrücken läßt: Wodurch wird der Sinn des Prädikats in der Äußerung eines indexikalischen Satzes zu einem bestimmten propositionalen Gehalt vervollständigt, also zu dem, was Frege den »Gedanken« nannte?

Frege selbst schlug vor, daß nicht bloß gewöhnliche Sprachzeichen, sondern auch »das Sprechen begleitende Umstände« zum Ausdruck des Gedankens beitragen. Diese Hybridauffassung des Gedankenausdrucks wurde später von Künne ausgearbeitet.²¹ Für den Husserlianer Mulligan ist das, was den sprachlichen Sinn zur ausgedrückten Proposition vervollständigt, »veridical perceptual content«.²² Die vervollständigte Proposition wäre damit ein *mixtum compositum* aus etwas Sprachlichem und etwas Nichtsprachlichem. Føllesdal referiert nun ein kürzlich aufgefundenes Husserl-Manuskript aus dem Jahre 1911, in dem Husserl sich folgende Frage stellt:

Wie aber, wenn auf zwei Himmelskörpern zwei Menschen in völlig gleicher Umgebungserscheinung »dieselben« Gegenstände vorstellen und danach »dieselben« Aussagen orientieren? Hat das »dies« in beiden Fällen nicht eine verschiedene Bedeutung?²³

Hier nimmt Husserl das Zwillingserde-Beispiel Putnams vorweg! Nach Føllesdal hat Husserl die radikale Lösung ins Auge gefaßt, daß der Sinn selbst, und nicht bloß sein Ausdruck, hybrid ist, nämlich Gegenstände als Konstituenten enthält. Die analytische Philosophie könne hier von Husserl lernen, denn nach dessen Auffassung hängt, worauf wir uns mit unseren Worten beziehen, nicht nur von deren Sinn ab, sondern auch von Gegenständen in unserer Umgebung und davon, wo unser Körper sich relativ zu ihnen befindet. Inwieweit Husserl wesentliche Einsichten der Theorien der direkten

21 Wolfgang Künne, »Indexikalität, Sinn und propositionaler Gehalt«, *Grazer Philosophische Studien* 18 (1982), 41-74; ders., »Hybrid Proper Names«, *Mind* 101 (1992), 721-731.

22 Kevin Mulligan, »How Perception Fixes Reference«, in: Alex Burri (Hg.), *Sprache und Denken*, Berlin/New York 1997, 122-138, hier: 130.

23 Edmund Husserl, *Vorlesungen über Bedeutungslehre Sommersemester 1908*, Beilage XIX (Husserliana XXVI, 211.44-212.2).

Referenz vorweggenommen hat, ist jüngst von Christian Beyer herausgearbeitet worden.²⁴

Eine verwandte Debatte gibt es im Umkreis von McDowells Philosophie der Wahrnehmung. McDowell vertritt unter Rückgriff auf Sellars die unorthodoxe Auffassung, daß auch Wahrnehmungsinhalte begrifflich strukturiert seien. McDowells *Begrifflichkeitsthese* besagt, daß sich alle sinnlich unterscheidbaren Wahrnehmungsqualitäten begrifflich darstellen lassen, nämlich durch »demonstrative Begriffe«. Damit meint er gestenbegleitete Ausdrücke wie »diese Schattierung« oder »so groß«, welche »permit the fine-grained sensuous detail that figures in the actual course of visual life to be taken up into the conceptual content of visual experience«. ²⁵ Der Gegenposition zufolge ist die Rede von »demonstrativen Begriffen« eine *contradictio in adiecto*, insofern dem Ausbeuten der Wahrnehmung durch ein Demonstrativum plus Zeigegeste wesentliche Eigenschaften von Begriffen gerade fehlen. Von phänomenologischer Seite wird angeführt, daß wir in Wahrnehmungssituationen viel mehr Farbnuancen und Tonhöhen unterscheiden können als wir später als solche wiederidentifizieren und benennen können. Unser Wahrnehmungsgedächtnis scheint zu schwach zu sein, als daß alle unterscheidbaren Nuancen in unseren Begriffsspeicher eingehen könnten.²⁶

In den aktuellen Theorien der Indexikalität, der Deixis und der *de re*-Bezugnahme hat die analytische Philosophie den wahrnehmenden Weltbezug wiederentdeckt, nachdem sie lange auf den sprachlichen Weltbezug fixiert war. Daß sich letzterer ohne jeden Bezug auf Wahrnehmung nicht angemessen beschreiben läßt, ist eine aufregende Einsicht an der Schnittstelle von Bedeutungstheorie und Philosophie des Geistes.

(c) In der neueren analytischen *Philosophie des Geistes und der Sprache* läßt sich, wie vielfach bemerkt wurde, eine Abkehr vom Wittgensteinianischen Antimentalismus beobachten. Man hat von einer »Re-Mentalisierung« gesprochen, von einem »neuen Mentalismus«, der das für die frühe analytische Philosophie charakteristische Diktum Wittgensteins »Der Gedanke ist der sinnvolle Satz«²⁷ wie auch den Behaviorismus Ryles und Quines verabschiedet hat. Diese Entwicklung stellt zum einen eine Annäherung an phänomenologisches Gedankengut dar, zum anderen verstehen sich analytische Philosophen des Geistes im Gefolge der »kognitiven Wende« zunehmend als

24 Christian Beyer, *Intentionalität und Referenz. Eine sprachanalytische Studie zu Husserls transzendentaler Phänomenologie*, Paderborn 2000.

25 John McDowell, *Mind and World*, Cambridge, Mass. 1994, 59.

26 Vgl. dazu den Beitrag von Geert Keil, Abschnitt 3.3.

27 Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, Schriften Bd. 1, Frankfurt am Main 1960, Satz 4.

philosophische Wegbegleiter der Kognitionswissenschaften, wo ihnen Themenfelder zugewachsen sind, die noch für Quine indiskutabel waren. Auch das phänomenologische Lager interessiert sich für die Kognitionswissenschaften und empfiehlt Husserl als Berater.²⁸

Die Re-Mentalisierung betrifft insbesondere die neuen Theorien der *Intentionalität* (Chisholm, Searle, Dennett, Haugeland u.v.a.), die Debatte um die *Qualia*, also die phänomenalen Erlebnisqualitäten, sowie die Renaissance des Themas *Bewußtsein* in den vergangenen zwei Jahrzehnten. Auf alle drei Themen ist die Phänomenologie seit jeher spezialisiert. So knüpfen alle neueren Intentionalitätstheorien in irgendeiner Form an Brentanos These vom intentionalen Gerichtetsein als definierendem Merkmal des Psychischen an. Analytische Philosophen, die den *linguistic turn* für einen Aufklärungsfortschritt halten, sehen die Rückkehr des Mentalismus durchaus kritisch. Gethmann beklagt in seinem Beitrag, daß in neueren Debatten um das Geist-Körper-Problem und die Neurophilosophie von den Implikationen der Wende zur Sprache überhaupt keine Notiz mehr genommen werde. Ohne Problembewußtsein griffen viele Autoren auf die traditionelle Bewußtseinsphilosophie von Descartes bis Husserl zurück und konfrontierten diese direkt mit Fragestellungen empirischer Humanwissenschaften, insbesondere solchen der Gehirnforschung.

Ein weiterer Themenkomplex, den Phänomenologie und analytische Philosophie gemeinsam bearbeiten (sollten), läßt sich unter dem Stichwort *Wahrheit und sprachliche Welterschließung* zusammenfassen. Was genau mit sprachlicher Welterschließung gemeint ist, ist nicht leicht zu sagen. Heideggers Rede von der »Erschlossenheit« in *Sein und Zeit* könnte suggerieren, die sprachlichen Konstitutionsleistungen lägen immer schon hinter uns und hätten sich gleichsam im Rücken der Sprecher vollzogen. Heideggers Wort »Die Sprache spricht« ist nicht geeignet, diesen Eindruck zu zerstreuen. Zur welterschließenden Leistung der Sprache gehören aber auch die *Erweiterung* sprachlicher Ressourcen und das *Eröffnen* neuer Erfahrungshorizonte. An diesen Erschließungsprozessen sind Sprecher bzw. Sprachgemeinschaften aktiv beteiligt.

CRISTINA LAFONT hat Heideggers Sprachauffassung vorgeworfen, die welterschließende Funktion der Sprache gegenüber ihrer Bezeichnungsleistung zu verabsolutieren. Als Remedium empfiehlt sie die analytischen Theorien direkter Referenz.²⁹ Auch bei falschen Hintergrundannahmen

28 Zu nennen ist hier vor allem der von Hubert L. Dreyfus herausgegebene Sammelband *Husserl, Intentionality, and Cognitive Science*, Cambridge, Mass./London 1982. Vgl. auch J. Petitot/F. J. Varela/B. Pachoud/J.-M. Roy (Eds.), *Naturalizing Phenomenology: Issues in Contemporary Phenomenology and Cognitive Science*, Stanford, Cal. 1999.

29 Vgl. Cristina Lafont, *Sprache und Welterschließung. Zur linguistischen Wende der Hermeneutik Heideggers*, Frankfurt am Main 1994.

über einen Gegenstand kann man sprachlich auf ihn Bezug nehmen, wobei solche Fehlannahmen und Verwechslungen innerweltliche Lernprozesse in Gang setzen können, mit denen der Gebrauch einer Sprache, entgegen einer idealistischen und statischen Auffassung des Sprachapriori, stets verknüpft ist.³⁰ In ihrem aktuellen Beitrag vergleicht Lafont Heideggers Auffassung des »synthetischen Apriori« mit derjenigen Putnams. Sie kritisiert Heideggers sprachidealistische Unhintergebarkeitsthese, derzufolge synthetisch apriorisches »Seinsverständnis« durch keinerlei Erfahrung revidierbar sei. In der Tat behauptet Heidegger in *Sein und Zeit*, daß beispielsweise die Gesetze Newtons vor Newton »weder wahr noch falsch« gewesen seien.³¹ Dieser Auffassung hält Lafont das »kontextuelle Apriori« Putnams entgegen, welches sich eben durch seine Revidierbarkeit auszeichnet. In einer gegebenen wissenschaftsgeschichtlichen Situation kann ein bestimmter sprachlicher oder theoretischer Rahmen auch nach Putnam alternativlos sein, aber er ist es nur aus kontingenten Gründen und nur temporär.

Auch im Beitrag von GEERT KEIL werden sprachidealistische und transzendentalhermeneutische Auffassungen zurückgewiesen. Keil behandelt die »deskriptive Unerschöpflichkeit« der konkreten Einzeldinge, also die Unmöglichkeit, die Eigenschaften eines Einzeldings in einer Beschreibung erschöpfend aufzuführen. Dieser Befund berührt sich mit Husserls Lehre von der »Fülle« des Gegenstands. Die Fülle des Gegenstandes erläutert Husserl als den »Inbegriff der ihn konstituierenden Bestimmtheiten«, seine »individualisierenden Bestimmtheiten« eingeschlossen.³² Keil leitet den Befund der deskriptiven Unerschöpflichkeit indes nicht phänomenologisch her, sondern argumentiert robust ontologisch, zum Teil physikalisch. Weiterhin kontrastiert er die Unerschöpflichkeitsthese mit der romantischen Formel von der »Unaussprechlichkeit des Individuellen«. Nüchtern interpretiert bestehe die Unerschöpflichkeit nicht, weil irgendetwas am Einzelding nicht beschreibbar wäre oder sich den Begriffen immer wieder entzöge, sondern weil es *zuviel* an ihm zu beschreiben gibt. Schließlich bringt Keil den Gedanken ins Spiel, daß wir in der natürlichen Sprache beliebig feine semantische Unterscheidungen treffen können, der auf den ersten Blick in einer gewissen Spannung zur These der deskriptiven Unerschöpflichkeit steht. Diese Spannung beruhe aber auf einem Mißverständnis; weder sei die »semantische Dichte« unserer Symbolsysteme (Goodman) höher als die ontische Dichte der wirklichen Welt noch umgekehrt. Insofern wir in der natürlichen Sprache beliebig spezifisch werden können, sei die Welt sprachlich erschließbar, wenn auch nicht immer schon erschlossen.

30 Vgl. ebd.

31 Heidegger, *Sein und Zeit*, a.a.O., 227 (§ 44).

32 Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen* II, 2, Hamburg 1992, 607 f.

Ungleich weniger realistisch argumentiert ANKE THYEN, doch handelt ihr Beitrag auch von ätherischeren Gegenständen, nämlich von »moralischen Sachverhalten«. Ausgehend von einer sprachkritischen Bemerkung Wittgensteins – »Ein Substantiv läßt uns nach einem Ding suchen, das ihm entspricht« –, fragt Thyen, was z.B. einen Betrug oder einen Diebstahl zu einem moralisch relevanten Gegenstand macht. Zur Klärung dieser Frage greift sie auf Reinachs Begriff des *Sachverhalts* zurück, verfolgt die forensische Herkunft dieses Begriffs und kommt zu dem Schluß, daß Sachverhalte »nicht festgestellt, sondern sprachlich hergestellt« werden. Daß ein Tun einen moralischen Sachverhalt darstellt, ist nur durch bestimmte sprachliche Unterscheidungen möglich: durch Sprachspiele, die Teil der Lebensform »Moral« sind.

Der Beitrag von GIANFRANCO SOLDATI behandelt Brentanos Auffassungen zur inneren Wahrnehmung und zur intrinsischen Wahrheit. Brentanos Auffassungen waren in mehrfacher Hinsicht unorthodox: Er vertrat eine nominale Urteilstheorie, im Unterschied zur heute vorherrschenden propositionalen, und er hielt Urteile der inneren Wahrnehmung für infallibel und für »wahr an sich«. Ihre »intrinsische Wahrheit« beruhe auf »Evidenz«. Die Wahrheit intrinsisch wahrer Erlebnisse hänge allein davon ab, daß das Subjekt ihren Gehalt »anerkennt«. Soldati gibt eine sympathisierende Rekonstruktion dieser Lehren.

CHRISTIAN BEYER beschäftigt sich mit dem Problem der synchronen Subjektidentität, genauer: mit der Frage, welche Bedingungen vorliegen müssen, damit zwei gleichzeitig stattfindende intentionale Erlebnisse zum selben Bewußtsein gehören. Die Antworten Kants und Parfits weist Beyer als unzureichend zurück, um im Rückgriff auf Edith Steins Begriff der *Einfühlung* und auf Wittgenstein Lehre von den *Verhaltenskriterien* eine Lösung zu entwickeln. Es gelte die einfache Gleichung »Ein menschlicher Körper, ein Bewußtseinssubjekt«: Wenn zwei Erlebnisse simultan in einem Körper stattfinden, gehören sie zum selben Bewußtsein. Gerechtfertigt werde dieses Kriterium durch intersubjektive Erfahrung, genauer: durch die auf Gegenseitigkeit angelegte Praxis der Einfühlung in fremde Erlebnisse.

Die Beiträge dieses Bandes gehen auf eine Konferenz zurück, die vom 11.-13. Juli 2002 an der Berliner Humboldt-Universität stattgefunden hat. Äußerer Anlaß der Tagung war die Verabschiedung von Herbert Schnädelbach in den Ruhestand. Ihm ist auch dieser Band gewidmet. Eine Konferenz für unseren Lehrer auszurichten, aber nicht *über* ihn, schien uns ein Sinnbild für die Einstellung zur Philosophie zu sein, die er uns vorgelebt hat: Das persönliche Interesse des Philosophierenden ist das Wichtigste überhaupt –

aber auch wieder nicht so wichtig, daß es den Vorrang der Sache gefährden könnte.

Vier Personen haben wir besonders zu danken: Ursula Rehs (Berlin) hat uns organisatorisch bei der Vorbereitung und Durchführung der Tagung unterstützt, Kathrin Glüer (Uppsala) war an ihrer wissenschaftlichen Leitung beteiligt. Kristine Akens (Aachen) hat die Druckvorlagen für den Band bearbeitet und das Namensregister erstellt. Dagfinn Føllesdal (Stanford) hat uns philosophisch beraten und einige Unachtsamkeiten in dieser Einleitung korrigiert.

I INTENTIONALITÄT UND SPRACHE